

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 24 (1920-1921)
Heft: 8

Artikel: Der Namenstag : Novelle
Autor: Lang, Robert Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664039>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Grase.

O! im Grase so zu liegen:
Grüne Schatten, Maitichtglanz!
Lindes Blütenwipfelwiegen!
Quellengruß und Faltertanz.

O! im Grase so zu liegen:
fluß und Himmel. Blau in Blau.
Wolken streifen. Wünsche fliegen.
Und in Liedern bebt die Au.

O! im Grase so zu liegen,
Wenns wie Liebesatem weht,
Wenn die Seele, grammentstiegen,
Ganz im Jubel untergeht:

Heinrich Fischer.

Frühlingsstimmung.

Möcht' mein Herz der Glocke gleich
Hoch in Lüften lassen schwingen,
Daß ins reine Aetherblau
Tönte seiner Freude klingen.

Hab ja solchen Ueberschwang,
Meine Arme möcht' ich breiten...
Ach, ein kleines Liedlein nur
Kündet meine Seligkeiten.

Alfons Wagner, Aarburg.

Der Namenstag.

Novelle von Robert Jakob Lang, Metikon a. See.

Es war Januar, und für einen der nächsten Sonntage stand eine Abstimmung über eine wichtige Vorlage bevor. So kam das Politische, welches sich sonst hinter das Berufliche zu stellen pflegte und auch jetzt von ihm seinen besondern Stempel erhielt, kräftig zur Geltung.

Der Schreinermeister Gurtner, welcher sich auf seine Unabhängigkeit nicht wenig zu Gute tat, wie dies der Fall zu sein pflegt, wenn man seine Wolle im Trocknen hat, schritt in eifrigem Gespräch neben dem Bahnbeamten Müller her.

„Unzufriedenheit ist Trumpf“, sagte er und wenn er auch einigen Ärger aufzubringen vermochte, so gelang es ihm doch nicht ganz zu verbergen, daß er selbst weder den Bauern noch das Mell, noch überhaupt einen bedeutenden Trumpf in Händen hielt und sich, wenn es gut ging, mit einigen Mieten begnügen mußte. Mit diesen wurde er rasch fertig. „Unzufriedenheit jedoch ist etwas Anerzogenes!“

„Sehr einfach“, brummte Müller vor sich hin.

„Sawohl, Anerzogenes, oder überhaupt mit unserer ganzen Erziehungsweise Zusammenhängendes. Denn wir wissen, das heißt wir lernen, viel zu viel und so wissen wir denn auch allzudeutlich, was uns fehlt. Wir

szieren sozusagen jeden Tag unsere eigene Lebenshaltung. Und es ist selbstverständlich, daß man auch jeden Tag einen Grund findet sich zu ärgern.“

„Angenommen, Sie hätten recht, so wäre es in Ihren Augen wohl das Einfachste, wenn man alle Belehrung einstellen und alle Schulmeister, die wirklichen und die andern, nach Hause schicken würde?“

„Meinetwegen“, antwortete Gurtner, „der Schulmeister allein hat noch keinen glücklich gemacht, wenn er nicht auch zugleich Mensch war. An Menschen fehlt es uns! An Menschen!“

Das war nun so ein Schlagwort. Denn das Menschheitsgefühl des Schreinermeisters ging auf eine Nadelspitze. Jedenfalls, wenn er zufrieden war mit der Welt, so kam es eher aus einem Mangel an jener Tugend als aus einem Überschuß. Und da er schließlich sah, daß er mit solchen tauben Beweisen dem Bahnbeamten nicht sonderliche Achtung einzuflößen vermochte, überlegte er, daß dieser eben auch einer von „Jenen“ sein müsse und verabschiedete sich, was ohne besondere Herzlichkeit auch von seiten Müllers geschah.

Dieser, nachdem er langsam seine Straße weitergegangen war, während der Schreinermeister rechts in einen Rebberg abschwenken mußte, lächelte unmerklich vor sich hin. Es geschah nicht ohne jenes Quentchen Bitterkeit, welche ihm gelegentlich anflog, wenn er am Schalter Billete zweiter Klasse ausgab. Es war nicht eigentlich Neid. Aber doch etwas Ähnliches und sicher eine deutliche Unzufriedenheit mit sich selbst und mit der bestehenden Weltordnung. Und darin hatte es der Schreinermeister doch richtig getroffen, soweit es ihn anging. Unzufriedenheit lag als Trumpf auch bei ihm. Aber er konnte sich dieses Spielglücks nicht freuen. Denn auch in dieser Beziehung betrachtet, hieß es schließlich wählen zwischen Glück in der Liebe oder Glück im Spiel. Und wenn hier das Spiel das Leben ganz im allgemeinen darstellte, so war die Liebe dieses gleiche Leben im besondern, oder kurzweg, das Gemüt. Dieses kam zu kurz. Fortwährend kam es zu kurz! Wie immer, wenn er über diese Dinge nachsann, stieß er in Gedanken auf den Bildhauer Stoll, welchem es auch nicht allzugut ging, was das Materielle anbelangte, und welcher trotzdem mit seinem Los sich abzufinden wußte. Wie machte er es? Wie kam er dazu? Er hatte schließlich auch Frau und Kinder wie er. Und anderseits nicht die regelmäßige Einnahme, welche ihm, Müller, als Bahnbeamten sicher war. Und während er darüber sich grübelnd bemühte, gesellte sich nun doch zur Unzufriedenheit noch der krasse Neid gegen jene, welche obschon sie es nicht dazu haben, dennoch glücklich zu sein verstehen.

Das eine allerdings stand wirklich fest: der Bildhauer Friedrich Stoll war glücklich. Ebenso fest stand auch das, daß es mit seinem Einkommen nicht zum besten bestellt war. Er pflegte zu sagen, daß seine Mittel wohl Nahrungsmittel, aber keine Lebensmittel seien. Darin hatte er im Grunde recht. Denn über Essen und Trinken hinaus reichte es nicht und gelegentlich war es für seine Frau Lore auch keine Kleinigkeit, die Mahlzeiten so zusammenzustellen, daß sie gewissermaßen reichlich und doch schmackhaft auf den Tisch kamen. Man kann zwar ein Fünffrankenstück mit Leichtigkeit durch fünf dividieren. Aber es ist sicherlich kein Spaß, wenn diese Fünf ebensoviele Tage bedeutet und was herauskommt erst noch auf vier verteilt werden soll. Und so war es oft. Und eben studierte Frau Lore an ihrem morgigen Kochzettel herum und während sie die beiden Kinder, eines davon noch nicht schulpflichtig, mit Geschirr und Besteck von der Küche in die Stube befahl, suchte sie die Vorteile zu ergründen, um deretwillen sie eine Platte gesottener Kartoffeln eher als eine Schüssel Maisbrei aufstellen könnte. Das war so kleinlich nicht, als es aussah, und wenn manche von solchen Exempeln keine Ahnung haben, so sind sie eben doch da, und wollen gelöst sein. Aber Frau Lore kam nicht recht ins Reine und als sie von den Kindern ein zwar kurzes aber lautes Geflirr mit Tellern vernahm und dann nichts mehr, sah sie selbst in der Stube nach. Es war weiter nichts geschehen, und nachdem die Mädchen unter ihrer Anführung nun rasch den Abendtisch deckten, rückte sie ihrerseits mit ihrer Sorge heraus, und schließlich entschied man sich für die Kartoffeln.

Nach einer Weile saßen alle vier am Tisch. Friedrich Stoll schielte hin und wieder zu seiner Frau hinüber, welche ein wenig steif darsaß und sich bemühte zu lächeln, sobald er sie anblickte. Aber es entging ihm nicht, daß etwas sie bedrückte. Erst wartete er einen Augenblick. Denn im Grunde genommen wußte er ganz genau, welche Antwort er auf seine Frage bekommen würde. Und da er selbst mit Geld gar nicht unmittelbar zu tun hatte, weil man es zum vornherein im Haushalt so eingeteilt hatte, daß er das Geld verdienen, sie es ausgeben sollte (Welche Berschwenderin! hatte damals Stoll ausgerufen), erschien es ihm persönlich immer höchst gleichgültig, ob viel oder wenig da war. Er mußte sich immer zuerst auf die Lage einstellen, d. h. die Folgen eines Mangels überlegen, und erst dann brachte er auch genügendes und natürliches Mitgefühl auf.

„Wie viel ist denn noch da, Lore?“ fragte er jetzt.

„Noch fünf ganze Franken“, antwortete Frau Stoll und sah so erschrocken drein, als wäre sie selbst von der Zahl überrascht, trotzdem sie nur zu gut wußte, wie alles mit ganz natürlichen Dingen zugegangen war.

„Nimm doch aus meiner Sparkasse“, mischte sich Grete, das ältere der Mädchen ein und das jüngere echote eifersüchtig: „Und aus der meinen auch!“

„Ach was“, keifte Frau Lore halb abweisend, halb zärtlich.

Friedrich Stoll sah nachdenklich vor sich nieder. Geld, Geld, Geld! Nicht nur zum Kriegsführen: Dreimal Geld und abermals Geld; nicht nur zum Totschlagen: Geld! Ach nein, vor allem und über allem zum Leben und Lebenlassen immer nur Geld! Und man konnte doch so glücklich sein, wenn man keines hatte.

„Es wird schon gehen, Maus“, sagte er kleinlaut und strich Lore zärtlich über die Hand.

Stolls Wohnung befand sich in einem unansehnlichen, lang gestreckten Gebäude, welches so tief in den Hang zurückgebaut war, daß das Erdgeschoss von der Straße aus als erster Stock gelten konnte. Man gelangte nämlich vom Fahrweg geradenwegs in ein großes Warenlager und erst auf dieses waren die eigentlichen bewohnten Stockwerke, zwei an der Zahl, aufgesetzt. Das kam Stoll zu gut. Denn das flache Dach des Lagers gab einen terrassenartigen Anhängsel seiner, der untern, Wohnung ab. Hier hatte er in der sonnigsten Ecke einen großen Bretterverschlag mit mächtigen eingesetzten Fenstern erstellt: Seine Werkstatt. Und daneben, dem Regen und der Sonne ausgesetzt, warteten behauene und unbehauene Steinblöcke ihrer Bestimmung. Von dieser Terrasse aus, sah man über die Bahngeleise und einige Häuser weg auf den See und wenn das Wetter hell und sichtbar war, seeaufwärts auf die Alpen. Jetzt allerdings war es Nacht. Und zwar so gründlich, daß man weder Schienenstränge noch See, noch überhaupt etwas deutlich zu unterscheiden vermochte, mit Ausnahme der roten Signallichter, welche längs der Bahn und am Dampfschiffsteg glühende Löcher in die Dunkelheit brannten. Stoll sah auch diese Lichter nicht. Er blieb nicht einmal, wie er es sonst allabendlich zu tun pflegte, einen Augenblick an der frischen Luft stehen, sondern schritt gesenkten Kopfes in seinen Holzbau hinein. Gleich darauf wurden die seitlichen Fenster hell und auch durch die Oberlichtscheiben drang das angedrehte Licht, so daß der ziemlich klägliche und auf jeden Fall gar nicht schöne Verschlag mit einemmal etwas leuchtend Verzaubertes erhielt. Stoll hätte auch gerne gezaubert, wenn er es verstanden hätte; denn die Bedrücktheit seiner Frau ging ihm sehr zu Herzen. Und zwar einen unerschöpflichen Haufen Geld. Aber es ging nicht, und so kramte er denn in seinen Sachen herum, zog Schiebläden, rückte Kistendeckel. Aber außer einer schönen Originalplakette, welche Lores Kopf darstellte aus der Zeit, als sie noch ein kleines Mädchen war, und welche er nicht wegzugeben gedachte, und außer einigen Figurinen aus rotem Ton, welche ganz hübsch aber nicht gerade überwältigend waren, fand er nichts Fertiges vor. So nahm er schließlich seufzend seinen Tabakkasten und zwei Pfeifen und suchte seine Frau, welche mittlerweile die Kinder zu Bett gebracht hatte, wieder auf. Als er in die Türe trat

und Lore am Tisch über dem Haushaltungsbuch sitzen sah, so vertieft, daß sie ihn nicht einmal zu beachten schien, war seinerseits alle Bangigkeit schon verflogen und er überlegte etwas unklar, daß seine Sorgen immer wie eine Vorstellung waren, welche er sich gelegentlich einmal gab, während er in Wirklichkeit im gleichen Augenblick ganz zufrieden und glücklich, sich zärtlich und unabgelenkt seines Glückes freute, als ob Geldnöte überhaupt für ihn gar nicht bestünden. Das einzige, was ihn immer wieder in seinem Gleichgewicht störte, war schließlich bloß, daß Lore alles nicht gerade so unwichtig nahm wie er. Und nur aus dieser unscheinbaren Hemmung, welche letzten Endes durch die Liebe bewegt wurde, leitete er die Verpflichtung her, die Besorgnisse seiner Frau getreulich zu teilen. Denn wenn geteilte Leiden nur noch halbe Leiden sind, so sind geteilte Sorgen sicher noch kleiner und oft sind sie überhaupt nicht mehr. So trat er denn zu Lore hin und beugte sich mit ihr über die Zahlenreihe, welche addiert werden sollte. Lore sah ihn prüfend verlegen an. Aber während er schon halblaut zu zählen anfing, machte er ein so ernsthaft beteiligtes Gesicht, daß sie selbst ihre arithmetische Befangenheit vergaß und mit ihm weiter zählte. Aber dreimal reichten nicht aus, bis sie dasselbe Ergebnis heraus hatten.

„Die Zahlen sind entschieden zu gewaltig“, spottete Stoll gelaunt. Aber Frau Lore, welche nur an das Ergebnis und nicht an die einzelnen magern Posten dachte, ging auf seinen Spott nicht ein.

Eine Weile nachher standen sie in der Küche. Lore goß das heiße Wasser zum Aufwaschen in den Kessel, während der Bildhauer pfeifend ein mit roten Vierecken gemustertes Tuch in der Luft herumschwang, bis er schließlich den ersten dampfenden Teller über das Tropfbrett hinweg in Empfang nahm. Hierauf wiegte er sich reibend von einem Fuß auf den andern und setzte die begonnene Melodie noch etwas schriller ein. Die kleine Frau jedoch, welche sonst mit lachender Entrüstung dem Konzert einen weniger „grellen“ Anstrich zu geben bestrebt war, schien heute auch den allerhöchsten Tönen gegenüber unempfindlich. So brach Stoll im fürchterlichsten Diskant ab und trocknete klanglos und nachdenklich Teller und Bestecke ab. Nur noch einmal unterbrach er das Schweigen, um aufgebracht einen ihm plötzlich gekommenen Gedanken zu äußern:

„Wenn ich Talent dazu hätte, würde ich nun hinsitzen und ein Tagebuch schreiben. Nicht vom Hunger wie Knut Hamsun, sondern vom Darben. Und das ist gewissermaßen oder überhaupt das Schmerzlichere. Denn Hunger ist schließlich in seiner Art Größe. Hunger kann man sogar meisteln. Aber Dürstigkeit? Ja, die ist für andere bloß langweilig und niemand hat Sinn dafür. Wenn ein Mensch in Dürstigkeit geboren wird, lebt und stirbt, so daß er zwar immer etwas hat, aber doch stets nur soviel, daß er sich in allen Lebenslagen sagen muß: Mehr darfst du nun nicht mehr

daran legen, denn du mußt sehen, daß es auch für das nächstemal ausreicht, nun wenn einer es so trifft, so merkt meistens außer ihm kein Mensch etwas davon oder wenn es einer merkt, so zuckt der die Schulter und geht weiter und denkt: Eh, man muß eben einteilen können! Wenn aber einer wirklich hungert oder gar verhungert, dann braucht er bloß hinzugehen und darüber ein Buch zu schreiben und er ist ein gemachter Mann!" Stoll hatte sich in einen wirklichen Eifer gesprochen, als wäre er von der Richtigkeit seines Gedankengangs selbst felsenfest überzeugt. Tatsächlich war er sich auch im Augenblick nicht klar darüber, ob er an das glaubte, was er gesagt hatte. Lore jedoch sah ihn bloß erstaunt an, nahm die Bestecke und ging in die Stube, während Stoll ihr folgte und das Licht hinter ihr abdrehete.

Aus dem offenen Fenster wehte ihnen ein Schwall feuchter Luft entgegen. Sie hörten auch das Geräusch spärlicher Tropfen, welche in die breiten Traufen der Terrasse fielen. Lore trat ans Fenster, um es zu schließen. Die Dunkelheit schien durch den dünnen Regen wie erhellt. Wenigstens sah man jetzt über den See und am jenseitigen Ufer glitzerten die Lichter seltsam rotgelb. Dabei war es, als ob die Hügelkette, vor welcher sich die Laternenreihen so deutlich abhoben, unmerklich immer näher rückte und Wasser und Licht rauschend vor sich herdrängte. Es wurde einem beinahe ängstlich zu Mut. Und Lore hätte wohl geweint, wenn sie allein gewesen wäre. Aber jetzt, da Friedrich schon hinter ihr am Tische saß, nahm sie sich zusammen und breitete eine Zeitung aus, in deren Schutz sie unbeachtet vor sich hinstarren konnte. Dabei machte sie sich ernsthafte Vorwürfe, denn wenn sie darüber nachdachte, so war zum Grämen eigentlich kein unmittelbarer Anlaß und wenigstens mit dem Darben, von welchem Stoll vorher gesprochen hatte, war es nicht so schlimm; schließlich bestand das Leben ja doch noch aus mehr als aus Mahlzeiten. Sie malte sich ihre Ehe vor und mit einemmal hatte alles ein anderes Ansehen. Nein, es war wirklich zu dumm, daß sie sich gehen ließ. Und voll Verlangen, ganz sicher zu wissen, daß sie wenigstens sonst im Überfluß schwelge, stand sie auf, legte die Zeitung hin und stellte sich erwartungsvoll vor ihren Mann. Dieser blätterte in einem Band des Konversationslexikons und manchmal las er auch einen Abschnitt. Eben war er mit dem Aufsatz „Rhapsodie“ zu Ende gekommen, als er Lores Gegenwart und ihre Absicht, im Grunde genommen war es ja mehr ein Wunsch, merkte. Und während er noch rasch und ein wenig beschämt über seinen Bildungsmangel feststellte, daß er eigentlich unter dem besagten Fremdwort, soweit es sich auf Musik bezog, bisher nichts Rechtes und auf alle Fälle nicht das Rechte gedacht hatte, drehte er sich herzlich nach Lore um.

„Frik“, sagte sie nur. So spitz dieser Name auch sonst klingen mochte,

Jetzt war es alles andere, das heißt, er tönte und sang wie eine rechte und innige Liebeserklärung. Stoll hatte nichts dagegen und als sich seine Frau auf seine Knie setzte und glücklich lächelte, sagte er nur, und eigentlich war es nicht ganz klar, was er damit meinte:

„Also siehst Du Lori, es geht schon!“

Eine ganze halbe Stunde saßen sie so und wenn sonst noch jemand in der Stube gewesen wäre, hätte er die Wanduhr ticken hören. Die Beiden hörten sie nicht.

Zuletzt nimmt jedoch alles ein Ende, auch die verliebteste Versunkenheit, und so setzten sie sich sehr manierlich, höchstens daß man hin und wieder einen zärtlichen Blick wechselte, einander gegenüber. Der einzige Unterschied war, daß die Zeitung jetzt von Friedrich gelesen wurde, während Lore einen Hügel Flickerei vor sich gehäuft hatte. Aus diesem zog sie einen arg hergerichteten Strumpf.

„Ach, du liebe Zeit“, seufzte sie und nachdem sie den Schaden gemustert und sich entschlossen hatte, ihn diesmal noch zu beseitigen, trotzdem es eigentlich beinahe hoffnungslos und auf jeden Fall sehr zeitraubend war, wiederholte sie es nochmals, aber diesmal leiser und wie eine Beschwörungsformel.

„Hier kannst Du billige Strümpfe kaufen“. Friedrich wies auf ein großes Inserat, an dessen Kopf zwanzig Prozent Ermäßigung auf sämtlichen schon äußerst herabgesetzten Preisen angekündigt wurde.

„Kaufen? Ja, notwendig sollte ich dies und das haben; aber es langt nirgends hin.“

„Wenn das nächste Geld kommt, kaufst Du Dir ein Kleid“. Stoll verkündete dies mit beinahe drohender Stimme, als wolle er allen Widerspruch zum vorneherein von sich weisen. Aber er kam doch.

„Nein, dann kommt zuerst Dein Anzug dran!“

„Dummes Zeug!“

„Was dummes Zeug?“

„Ach ja! Mit mir geht das noch ganz gut. Aber eine Frau, welche nicht nett gekleidet ist — und um nett zu sein, muß sie sich ein wenig an die Modelinie halten —, das wirft nicht nur ein schiefes Licht auf sie selbst, sondern auch auf ihren Mann und ihre Kinder. Und das wollte ich mir verbeten haben!“

„Und ein Mann, welcher nicht nett geklei . . .“

„Ach, das spielt gar keine Rolle. Für einen Mann ist die Hauptsache Sauberkeit und das rechte Gesicht dazu. Wenn er sich außerdem einen Teufel um das Neueste kümmert und eine Vorliebe für großväterlichen Kleidungsstaat zeigt, so gilt er höchstens als ein Original, und das nützt sicher mehr, als es schadet. Also abgemacht, das Kleid wird gekauft!“

„Ja, Dein Anzug!“

„Du bist ein Steckkopf!“

„Und Du ein Schwerenöter! Und übrigens haben wir das Geld noch gar nicht und wir wollen abwarten, ob es überhaupt kommt. Wenn es dann da ist, so wird wohl allerlei anderes auch da sein und es heißt wieder einteilen, oder wenn Du lieber willst, darben.“

Stoll schwieg. Denn tatsächlich war ja das Geld noch nicht da; es stand nicht einmal sicher in Aussicht. Vielleicht kam es, wofür einige Wahrscheinlichkeit bestand, bevor die fünf Franken aufgebraucht waren. Aber möglicherweise kam es auch nicht.

„Übrigens“, fuhr Lore fort, „ist es auch nicht recht, daß wir uns beklagen. Und im Grunde genommen, bin ich sehr glücklich und darin, ich meine im Glückseligsein, darben wir nicht, sondern da prassen wir ordentlich. Und das ist schließlich die Hauptsache. Allerdings, hin und wieder eine kleine Ausnahme, etwas Ausgelassenes, das man ohne Reue oder vielmehr ohne Rechnen unternehmen könnte, das würde ich mir noch gefallen lassen. Aber es ist ja auch ganz gut so. Und vielleicht sollte ich mir überhaupt lieber nichts anders wünschen!“

Aber, als ob ihren Wünschen gerade irgend eine geheimnisvolle Kraft innegewohnt hätte, hörte man plötzlich vom obern Stocke her, wo ungewöhnliches Gepolter, Lachen und Stuhlriicken wie auf einen Schlag verstummt war, eine Violine, welche in Begleitung eines Klaviers den neuesten Tanzschlager zu streichen begann.

Und wie auf Verabredung sahen Stoll und seine Frau zuerst die Uhr und dann einander an. Aber es war schon so, das heißt halb neun vorbei, und über ihren Köpfen konzertierte man nach Noten oder auch nicht nach Noten. Und so hübsch es klang, so außergewöhnlich war es. Denn mit dem Schlag halb neun knarrte sonst jeden Abend über der Stoll'schen Wohnstube eine Schwelle, und Herr und Frau Klingelfuß suchten ihr eheliches Lager auf.

* * *

Herr August Klingelfuß, Privat, lebte mit seiner Familie aus einer halben Beamtenpension und dem Erträgnis eines zweiten Lotteriegewinns, welcher sich seinerzeit just eingestellt hatte, als der Kanzleisekretär zu überlegen anfang, daß es im Grunde genommen auf der Welt, sobald man sie nicht selbst mit Ungemütlichkeiten füllte, nicht allzu schlimm zu leben sei. So war seine Wohlhabenheit ebenso vollständig als seine Weltanschauung abgerundet.

„Karline“, pflegte er zu sagen, wenn die Rede auf den freundlichen Glücksfall kam, und das war nicht selten der Fall, denn Herr Klingelfuß und seine Frau bedachten fast jede Stunde aufs aufrichtigste dankbar die

Gefälligkeiten ihres Lebens, „Karline, es mag ja wohl sein, daß jene Nummer 123456 unsere Glücksnummer war. Ich will es nicht bestreiten. Aber mir scheint es doch, als ob es auch anders gegangen wäre und als ob jene Fünfzehntausend im Grunde genommen bloß wie der Messingkopf an einer schon offenen Türe, zwar recht freundlich glänzten, aber doch nicht die Hauptsache ausmachten. Denn schließlich ist es, um im Gleichnis zu bleiben, die Türe, worauf es ankommt und man hat bloß seine Schererei mit messingenen Eitelkeiten. Man muß sie jeden Samstag mühselig glänzend reiben, während ein gußeiserner es auch tut und viel bequemer ist.“

„Ach Du bist ein Querculant“, antwortete Frau Klingelfuß, „diesmal vergleichst Du das Geld mit einem Türknoß und das nächstemal wird es eine Bettvorlage sein. Aber so sehr versteigst Du Dich doch nicht, daß Du sagst, es sei gar nichts. Und das gefällt mir. Denn schließlich ist es doch etwas und wenn es glänzt, so ist es etwas mehr, als wenn es nur trübe ist, und darum ist mir Messing immer noch lieber als Gußeisen!“ Und sie drehte sich auf die andere Seite und schlief auch gleich schon fest; denn solche Gespräche wurden immer nur abends geführt, wenn die Kinder nicht mehr da waren. Dann fügte es sich auch jedesmal so, daß Herr August Klingelfuß noch eine Weile den Atemzügen seiner Frau lauschte und sich seine daseinsfrohen Gedankenschmökel darüber machte. Einmal kamen sie ihm wie die Flügelschläge eines großen rosigen Falters vor, wogegen Karline wohl nichts eingewendet haben würde; ein anderesmal wie das mittäglich gedämpfte Stoßen einer stillstehenden Güterzugslokomotive, an welcher Versinnbildlichung sein Ehegespons sicher einiges ausgeübt hätte, und ein drittesmal wie Wellenschlag an einem sommerlichen Ufer, worüber er selbst ruhig und unbesorgt einschliefl.

Die Zufriedenheit dieses Ehepaars bestand letzten Endes darin, daß sie den Lärm scheuten. Nicht nur den, welchen andere Leute machen, sondern auch den, welchen man selbst zu machen pflegt. Und wenn schon Lärm, oder überhaupt etwas Lautes, sein mußte, dann wenigstens gesittet als Musik. Für diese hatten Klingelfußens viel, sogar sehr viel übrig. Herr Klingelfuß selbst konnte sich zwar nicht dazu entschließen, unter die ausübenden Künstler zu gehen. Seine Frau anderseits tippte nur an Sonntagen, wenn die Einsamkeit erster Nachmittagstunden ihr unklare Heimwehgefühle einzuflößen vermochte, mit dem rechten Zeigefinger das wundervolle Lied von der letzten Rose des Sommers auf die Tasten.

„Das geht nicht so weiter“, hatte der pensionierte Kanzleisekretär vor acht Jahren befunden. „Julia ist nun acht einhalb Jahre alt und nun soll sie auch Klavier spielen lernen.“

Frau Karline hatte nichts dagegen, und so setzte sich ihr Mann an diesem denkwürdigen Sonntag im Überschwang des Morgenießers selbst auf

den Klavierstuhl und versuchte sich in Tonleitern. Weil er jedoch ein Mann von strengster Folgerichtigkeit war und es ihm unverständlich schien, daß man eine Last bevorzugen sollte, nur weil ihre Nachbarin zufällig schwarz war, gelang es ihm nicht recht. So gab er es denn auf und begnügte sich damit, vor sich hinschmunzelnd das Vergnügen auszuträumen, welches ihnen bald ihre Älteste bereiten würde.

Nun, ein Vergnügen wurde es nicht sogleich. Einzig Juliens Fleiß half über das Beunruhigende von so viel harmoniemangelndem Geräusch hinweg. Und eines Tages triumphierte dieser schöne Eifer und des Sommers letzte Rose wurde nicht mehr einsingrig, sondern zweihändig, nicht mehr von Frau Karline, sondern von Fräulein Julia entblättert. Und von nun an kam es immer besser. Jedes laute Wesen galt in dieser Familie zwar nicht als unvornehm, denn auf Vornehmheit piff Herr Klingelfuß, aber beinahe als unsittlich. Immer jedoch gibt es Umstände, welche das Unsittliche zur Tugend stempeln. Diesfalls war ein solcher Umstand das Klavier. Weder Herr Klingelfuß noch seine Frau änderten an ihrer Lebensweise und an ihren Anschauungen über die Gefahr jeglichen Lärmens das Allgeringste. Sie erzogen auch mit Erfolg ihre beiden Töchter in dieser wohltemperierten Gesinnung. Nur eines war fortan verändert. Immer spielte bei Klingelfußens irgend jemand Klavier: entweder Julia, die Älteste, oder Klara, die Jüngere, oder Frau Karline. Das war der Grund, warum der Bildhauer Friedrich Stoll sie als lautlose und trotzdem klangvolle Familie zu bezeichnen pflegte. Im übrigen kam es vor, daß Fräulein Julia abends um 8 Uhr und 25 Minuten noch spielte. Um halb neun Uhr machte sie unabänderlich Schluß. Man hörte plötzlich nichts mehr von ihr. Als schlief sie am Klavier ein. Die Schwelle des elterlichen Schlafzimmers knarrte einmal deutlich. Eine halbe Minute später sah man in einem Dachzimmer ein Licht aufblitzen, welches nach einer weiteren halben Minute wieder ausging. Das war das Leben der Familie Klingelfuß, welches täglich um sechs Uhr morgens ebenso pünktlich, wie es neun und einhalb Stunden früher ausgehört hatte, wieder begann. Nur das Klavier schlief einige Stunden länger.

An jenem Tage jedoch schien dies alles auf den Kopf gestellt. Schon kurz nach zwei Uhr hatten über Stolls Köpfen zwar nicht unheimliche, aber selbst in ihrer Gedämpftheit unerhörte Geräusche und eine Übungs- Orgie von Walzern, Märschen und Salonstücken eingesezt. Und was das Aufregendste war, man hörte auch jetzt immer noch keine Stimmen, sondern neben der Musik bloß das Scharren und Schleifen von verschobenen Möbelstücken, das leise Rascheln von eiligen Wesen und das über sich selbst erschreckte Zufallen im Luftzug offener gelassener Türen. Friedrich Stoll und Frau Lore warfen sich immer wieder Blicke zu. Aber damit war das

Außergewöhnliche noch nicht erschöpft. Nach sieben Uhr erhob sich auf der Hintertreppe, welche in die obere Wohnung führte, ein ununterbrochenes Gepolster, und fröhliche Grüße kletterten je nach der besondern Stimmlage derjenigen, welche sie austeilten, ausgelassen in die Höhe oder in die Tiefe. Kurz es hatte allen Anschein, als ob bei Klingelfußens eine Gesellschaft gegeben würde.

Und dann wie gesagt, als Frau Lore eben damit beschäftigt war, die kleinen Zutaten, welche ihr sonst vollkommenes Glück noch vollkommener gemacht hätten, aufzuzählen, unter anderem auch irgend eine gelegentliche ausnahmsweise und kostenlose Ausgelassenheit, ging über ihrem Kopfe ein erster schmeichelnder Strich über Geigensaiten, und Klavierklänge klingelten und brummten darum herum, als führe eine ganze unbändig lustige Hochzeitsgesellschaft mit Hoß, Geißel und Mücken in die Welt hinaus.

Da war auf einmal alle Tagesnot vergessen. Die fünf Franken im lackierten Eisenblechkasten mochten sich vertausendfältigen oder mochten verschwinden; sie spielten gar keine Rolle mehr. Friedrich Stoll schliff steif lächelnd auf seine Frau zu und verbeugte sich. Lore nickte besriedigt hochmütig, wie es sich für eine Dame von Welt schickt, welche ja nicht zeigen darf, wie sehr ihr Herz jubelt. Und dann begannen sie im dunkeln Flur einen langsamen Tanz, und als oben die Geige schwieg und ein verirrter Klavierton sehnsüchtig zu ihnen herabfiel, hielten sie aufatmend inne und gingen wieder in die Stube zurück.

„Ach ja“, wollte Stoll sagen, aber er hielt sich zurück. Denn gerade hatte sich oben ein begeistertes Klatschen in zuckendes Redegewimmel aufgelöst.

„Hao, hao, hao“, lachte einer und die ganze Runde knatterte nach. Das waren Lachsälven! Als hätten Klingelfußens ihre natürliche laute Fröhlichkeit ohne Rest auf Flaschen abgezogen und als würden diese nun heute alle bei Pfropfenknall und aus überschäumenden lustig geschliffenen Gläsern geleert.

Zwei Geigenstriche, und das Paar stand wieder draußen auf dem Flur. Aber es gab keine Tanzweise. Darum setzten sie sich auf eine weiße Gartenbank, welche hier ihr abgelagertes Dasein führte, und horchten. Die Geige kam ziemlich oben auf. Kühn und leuchtend wie ein Segel im frühen Sommerwind strich sie durch das blaue Meer von Tönen. Das Klavier schaukelte hinten nach, manchmal kleinlaut, manchmal vorwitzig, aber immer begeistert, wie ein von einem verliebten kleinen Mädchen zittrig gesteuerter Kahn.

Frau Lore legte den Kopf an ihres Mannes Schulter und fand das Leben zu wundervoll, um es erst noch sagen zu müssen. Der Bildhauer schielte halb unbewußt auf die hingebend geknickte Linie, welche den gan-

zen kleinen Frauenkörper umriß. Und dann warf er die Arme auseinander und mit einem Mischklang, aus welchem man nicht recht klug wurde, ob es Gähnen oder Inbrunst war, stellte er fest, daß es sträflich gemütlich sei.

Draußen hatte sich der Regen richtig eingelassen. Er rauschte wie eine Welle vor die Haustüre und stob über die Steinfliesen. Man merkte plötzlich, daß oben alles still geworden war.

„Sie werden doch nicht alle miteinander zu Bett gegangen sein?“ fragte Lore entsetzt. Und um den Tatbestand festzustellen, trat sie vor die Haustüre und spähte zum oberen Stockwerk hinauf. Alle Fenster der Front waren erleuchtet.

„Auh“, schnupperte Stoll, „Lori, die halten schon aus.“ Aus dem Klingelfußeschen Küchenfenster ließen sich herrliche Bratdüfte an hundert Regenseilen herunter und baumelten um die neugierigen Nasen. Und diesmal gähnte der Bildhauer wirklich.

„Es ist nicht Schlaf, Lori“, verteidigte er sich, „es kommt nur vom Magen.“

„Setz schäm' Dich aber bloß“, flüsterte seine Frau erregt und mußte die Augen, trotzdem der Regen ihr ins Gesicht flatterte, groß aufreißen, denn wenn sie sie schloß, gaukelte eine Dreifaltigkeit von Brat-, Leber- und Blutwürsten vor ihnen. „Eben erst haben wir doch gegessen!“

„Ach, ich meinte auch nur so“, brummte Stoll gemütlich, „aber gut wäre es doch!“

Lore seufzte.

* * *

Der Bildhauer lag schon tief in den Kissen; Lore flocht ihre Haare.

„Nett war es doch“, kam es mit Überzeugung vom Spiegel.

„Es ist überhaupt immer nett, Lörchen, und nur manchmal, da ist es noch ein wenig netter.“

* * *

Andern Tags hielt der Bahnbeamte Müller den Bildhauer Stoll auf der Straße an.

„Warum sind Sie denn gestern nicht gekommen?“

„Gestern?“

„Nun ja, es war doch Freitag, und wir haben im „Sternen“ auf Sie gewartet.“

„Wahrhaftig! Das hatte er nun ganz vergessen gehabt. Und dann: Fünf Franken in der Kasse! Plötzlich fiel ihm jedoch der gestrige Abend wieder ein.

„Ja, ich war nämlich verhindert. Wir waren in Gesellschaft, meine Frau und ich. Es war sehr hübsch, wissen Sie, mit Tanz und Wurst-

mahlzeit. Fein! Es tut mir wirklich leid, wenn Sie auf mich gewartet haben sollten.“

Müller sah dem Bildhauer nach. Mich wundert bloß, wie es der Mensch macht, dachte er. Hat kein Geld. Ist immer zufrieden. Geht gar in Gesellschaft, tanzt und schlemmt. Weiß der Teufel, wie er es macht.

* * *

„Lore“, rief zu Hause Stoll in die Küche, „Lore“, weißt Du eigentlich, warum wir gestern Abend gefestet haben? Natürlich, Du weißt es nicht. Du merkst es überhaupt nie, wenn etwas los ist!“

„Nun, was wird denn los gewesen sein?“

„Namenstag war, mein Namenstag! Deines Ehegemahls Namenstag!“

„Ach, du liebe Zeit! Tatsächlich, daran hab' ich nun wirklich nicht gedacht. Du bist ein armer Kerl!“

„Das möchte ich mir gefälligst verbeten haben: Es heißt nirgends, du sollst die Feste feiern, wie sie im Kalender stehen, sondern wie sie fallen. Das haben wir doch getan! Oder fiel es denn etwa nicht? Es braucht ja nicht immer gleich vom Himmel zu sein: gelegentlich tut es auch das obere Stockwerk. Und wenn dann und wann auch bloß Herr August Klingelfuß mit Familie und Gästen für zwei arme Dinger den Stellvertreter des lieben Gottes und seiner musizierenden Heerscharen darstellen, so ändert das an der Sache nichts. Es bleibt eben doch ein Fest. Und was für ein Fest! Mit Tanz in allen Gemächern des Parterres und kaltem Buffet im Freien! Was willst Du noch mehr? Und was soll ich noch mehr wollen? Armer Kerl, sagst Du? Dann aber, bitte, erklär mir, wer überhaupt reich sein soll!“

„Sofort Friß! Zuerst müssen jetzt die Kartoffeln aufs Feuer!“

Ein Besuch auf der Großfunkstation Aauen.*)

Von Dr. Gustav Eichhorn, Zürich.

Anfang Oktober führte mich mein Weg wieder einmal nach Aauen zur Telefunken-Großstation, deren Entwicklung mir vertraut ist von den allerersten bescheidenen Anfängen bis zur heutigen imponierenden Gestalt einer Senderanlage allergrößten Stils, geradezu der Standard einer Großfunkstation, die unbestritten die größte und schönste Radiostation der Welt ist, deren Radiotelegramme Tag und Nacht, in ununterbrochenem Betrieb, von den lauschenden Ohren der ganzen Erde vernommen werden, denn ihre Reichweite hat das überhaupt auf unserem Erdball erreichbare Maximum erreicht, nämlich den halben Erdumfang oder rund 20,000 Kilometer z. B. Australien und Südseeinseln. So dringen die

*) Nachdruck mit Genehmigung der Redaktion der „Elektroindustrie“.